

Simon Bill

**UND SIE SIND
ALSO DER
KÜNSTLER?**

Roman

Übersetzt von
Friederike
Moldenhauer

GOYA

Leseprobe

Eine Art zu lesen
Eine Art zu fliegen

GOYA

Das Buch

Die Zukunft von Simon Bills dem Alkohol zugeneigten Antihelden sieht nicht gerade rosig aus. Der abstrakte Maler treibt sich auf Vernissagen herum, um an kostenlose Drinks zu kommen. Seine Freundin, eine Kuratorin, hat ihn sitzen gelassen, und der einzige Händler, der ihm Aufmerksamkeit schenkt, ist sein Drogendealer. Doch durch einen glücklichen Zufall erhält er ein Arbeitsstipendium an einem neurologischen Institut, das alles verändert.

Begeistert von der neuen Umgebung und fasziniert von den Menschen, die er dort kennenlernt, vor allem von der hübschen Amnesie-Patientin Emily, wittert er die Chance, seiner Karriere (und seinem Liebesleben) neuen Schwung zu verleihen. Die rettende Idee: eine von Neurowissenschaften inspirierte Ausstellung. Doch nicht alles ist so, wie es zu sein scheint, an dem renommierten Institut ...

Der Autor

Simon Bill, 1958 in Kingston upon Thames geboren, lebt und arbeitet als bildender Künstler in London. Er studierte am Royal College of Art und an der Saint Martin's School of Art und fühlt sich der YBA-Gruppe junger bildender Künstlerinnen und Künstler verbunden. Er hatte Einzelausstellungen in Los Angeles, Köln, London, Manchester und eine große Retrospektive im BALTIC Centre for Contemporary Art. *Und Sie sind also der Künstler?* ist sein erster Roman.

Die Übersetzerin

Friederike Moldenhauer studierte Soziologie und arbeitet seit 1999 als freie Übersetzerin, Lektorin und Literaturveranstalterin (Machtclub, Poets on the Beach, 8 min Slam). Sie übersetzt aus dem Englischen, u. a. die Biografien von David Bowie und Robert De Niro. Für die Übersetzung von *Und Sie sind also der Künstler?* erhielt sie ein Stipendium der VG Wort im Rahmen von NEUSTART KULTUR.

Simon Bill

**UND SIE SIND
ALSO DER
KÜNSTLER?**

Roman

Übersetzt von
Friederike Moldenhauer

GOYA

Die Originalausgabe erschien 2016 unter dem Titel
Artist in Residence bei Sort of Books, London.
Eine frühere Version erschien unter dem Titel *Brains* bei CABINET II.

Dieses Buch ist auch als E-Book erhältlich.

Besuchen Sie uns im Internet: www.goyaverlag.de

Gefördert mit einem NEUSTART-KULTUR-Stipendium der VG Wort.

Aus Verantwortung für die Umwelt hat sich der GOYA Verlag dafür
entschieden, keine Plastikfolie zum Einschweißen der Bücher zu
verwenden.



1. Auflage 2023
Deutsche Erstausgabe
GOYA Verlag © 2023 JUMBO Neue Medien & Verlag GmbH,
Hamburg
Copyright der Originalausgabe © Simon Bill, 2016

Alle Rechte vorbehalten
Umschlaggestaltung: Katrin Wahl
Umschlagabbildung: Beatriz / stock.adobe.com, Sarah / stock.adobe.com,
Amr Morsi / Stocksy / stock.adobe.com
Satz: Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin
Gesetzt aus der Adobe Garamond Pro
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany
ISBN 978-3-8337-4562-1

1. Ihr Tagebuch

26. Juli

Ich bin zum allerersten Mal hier. Ich lebe zum ersten Mal. Alles ist neu für mich. Ich sitze hier in diesem Zimmer – ich weiß, das ist mein Zimmer – mit Stift und Papier, um diesen neuen Tag zu planen. Ich weiß, das hier ist das Zimmer, in dem ich wohne. Ich habe ein Bett und einen Tisch und zwei Stühle. Ein Stuhl ist dazu da, um sich an den Tisch zu setzen, und das andere ist ein Sessel. Ich schreibe jetzt auf, was ich tun werde, wenn ich dieses Zimmer verlasse.

Und es gibt einen weiteren Ausschnitt, ebenfalls zufällig ausgewählt:

14. Okt.

Ich bin zum allerersten Mal hier. Ich lebe zum ersten Mal. Alles ist neu für mich. Ich sitze hier in diesem Zimmer ... (und so weiter.)

Es macht keinen Unterschied, denn sie schreibt jeden Tag mehr oder weniger dasselbe, seitdem sie wieder bei Bewusstsein ist, seit fast drei Jahren. In Belize, dem winzigen Land in Südamerika, erkrankte sie an dieser seltenen Virusinfektion. Ohne Vorwarnung brach sie zusammen, ohne irgendwelche anderen Symptome zu zeigen. Dann fiel sie in ein Koma, das

fast sieben Wochen lang anhielt. Eines Tages wachte sie auf und sagte, sie habe Hunger, und es sah so aus, als würde sie sich wieder vollständig erholen. Es fiel ihr schwer, sich zu erinnern, aber das ist ziemlich normal, wenn man längere Zeit bewusstlos gewesen ist. Das muss nicht unbedingt etwas Ernstes sein. Es dauerte ein paar Tage, bis sich herausstellte, dass diese Probleme auf eine Hirnverletzung zurückzuführen waren und dass dieser Zustand wahrscheinlich für immer anhalten würde. Die Scans, die man im Gray's Hospital gemacht hatte, ergaben, dass eine deutliche Schädigung des Hippocampus auf beiden Seiten des Gehirns vorlag. (Das abgestorbene Gewebe, das bei dieser Erkrankung zurückbleibt, wird von speziellen Gehirnzellen namens »Mikroglia« – man könnte sie als die Reinigungskräfte des Gehirns bezeichnen – »phagozytiert«, also quasi aufgeessen. Alles, was übrig blieb, waren in diesem Fall identische Löcher in jeder Gehirnhälfte.)

Das bedeutet, dass sie sich niemals neue Informationen länger als fünfzehn Minuten merken können wird. Sie kann sich an Dinge erinnern, die in ihrem Leben bis zu zwei Jahre vor ihrer Erkrankung passiert sind. Sie kann neue Sachen lernen, solange das innerhalb eines Zeitfensters von fünfzehn Minuten passiert. Aber sie wird nicht in der Lage sein, sich daran zu erinnern, dass sie sie je gelernt hat. Wenn sie also, sagen wir mal, lernen würde, eine Orange auf dem gebeugten Ellenbogen ihres rechten Arms zu balancieren, dann den Arm zügig auszustrecken, um die Orange mit der rechten Hand aufzufangen, bevor sie durch das Zimmer fliegt, dann wäre sie in der Lage, diese Tätigkeit zu wiederholen. Aber würde man ihr den Trick ein wenig später vorführen und sie fragen, ob sie das auch könne, würde sie Nein sagen. Drängte man sie dann, es einfach selbst auszuprobieren, würde sie überrascht feststellen, dass sie es kann. Sie weiß, was sie tun muss, ohne zu wissen, dass sie es weiß.

2. Auf der Vernissage

Emily ist eine der Personen, die ich zu Beginn meines Arbeitsstipendiums als Künstler am Norman Neurological Institute des Gray's Hospital kennengelernt habe. Zum ersten Mal hatte ich davon von einem Freund gehört, mit dem ich mich auf einer Vernissage in der Black Hole Gallery unterhielt. Wir schauten uns gerade eine Reihe von Cibachrome-Abzügen an, auf denen die Daumen von Stars abgelichtet waren. Dort erzählte er mir von der Ausschreibung für dieses Residenz-Arbeitsstipendium. Angesichts meiner finanziellen Situation hielt ich es für eine gute Idee, mich zu bewerben. Meine Gemälde verkauften sich nicht, und die Leute von meiner Galerie, der Galerie, die mich »vertritt«, verloren das Interesse an mir. Immer, wenn ich vorbeischaute, schienen sie unangenehm berührt und rieten mir, andere Arbeiten zu produzieren, Arbeiten, die für die Sammler zugänglicher waren – ob meine Gemälde möglicherweise etwas zu groß seien? (Sie *sind* zu groß. Ich habe mir ein irrwitziges Problem mit der Lagerung eingehandelt, weil ich in der Woche mindestens zwei abstrakte Gemälde produziere, die 3 mal 3 Meter 50 groß sind.)

Ich unterhielt mich mit diesem Typen – eigentlich waren wir überhaupt nicht wirklich befreundet – aus dem einfachen Grund, weil ich mich nicht traute, zu versuchen, an die erfolgreicher Leute, die sich in dem Ausstellungsraum aufhielten, heranzukommen. Außerdem musste ich mich mit jemandem unterhalten, sonst hätten alle gesehen, dass ich da

allein herumstand. Er gehört zu der Sorte Künstler, die öffentlich geförderte Kunst machen und sich durch Förderung, Subventionen, Aufenthalts- und sonstige Stipendien finanzieren. Zuvor hatte ich nicht wirklich viel mit solchen Dingen zu tun gehabt. Ich glaubte, ich könnte auf dem glanzvolleren kommerziellen Markt erfolgreich sein, wo man mit internationalen Sammlern und europäischen Kunstmuseen und so weiter zusammenarbeitet. (Es gibt zwei verschiedene Herangehensweisen an Kunst. Zwar lassen sich die beiden Lager nicht klar voneinander abgrenzen, da sie sich in der Realität auch häufig überschneiden, aber der öffentliche Sektor steht im Großen und Ganzen der Malerei, insbesondere der abstrakten Malerei, skeptisch gegenüber, weil sie keine Aussagen über kulturelle oder sozialpolitische Themen trifft. Manchmal mache ich mir selbst deswegen Sorgen. Wie konnte ich früher zum Beispiel nur all diese gequälten Selbstporträts malen, wenn in den Nachrichten wahrscheinlich die ganze Zeit sterbende Kinder in irgendeinem Todesstreifen in der Dritten Welt gezeigt werden? Ich war zwar erst um die achtzehn, als ich diese Bilder gemalt habe, aber trotzdem ... Wenn ich schon glaubte, zu leiden, was machten dann diese Kinder durch? Es sind weniger die ethischen Fragen, die mich beschäftigen, als die Logik des Ganzen.)

Ich hatte mir keine echten Chancen ausgerechnet, dieses Arbeitsstipendium in dem Krankenhaus zu bekommen. Dafür hätte ich so tun müssen, als würde ich mich dafür interessieren. Aber ehrlich gesagt: Ich war verzweifelt. Sowohl die Bank als auch die Kreditkartenfirma waren hinter mir her, und ich musste Leuten aus dem Weg gehen, von denen ich mir Geld geliehen hatte – hier mal einen Zehner und da mal einen.

Mein »Freund« notierte mir ein paar Details zu diesem Stipendium, während ich mir überlegte, ob ich versuchen sollte, ihn anzupumpen, mich dann aber dagegen entschied. Er

schrieb alles auf die Rückseite der Einladung zu der Vernissage. Und am nächsten Morgen, als ich gründlich nach genügend Kleingeld für Zigaretten suchte, fand ich die Karte zerknittert in meiner Hosentasche. Ich beschloss, mir die Mühe zu sparen, doch dann, so gegen Mittag, nachdem ich viel über meine Situation nachgedacht hatte, rief ich die Nummer an, um ein Bewerbungsformular anzufordern.

Überraschenderweise (jedenfalls für mich) schaffte ich es auf die Shortlist mit fünf Künstlerinnen und Künstlern. Die Bewerbung auszufüllen war viel weniger Arbeit gewesen, als ich befürchtet hatte. Ich habe schon Dutzende Bewerbungsunterlagen für Aufenthaltsstipendien und Zuschüsse durchgelesen, nur um sie schließlich in den Papierkorb zu werfen. (Susan hatte sie immer absichtlich herumliegen lassen, damit ich sie fand. Sie hatte Angst, dass sich mein Geldmangel und meine soziale Isolation negativ auf unsere Beziehung auswirken würden. Sie dachte, es sei besser, wenn ich einen Job hätte. Das war, bevor sie sich eine andere, elegante und simple Lösung für unsere Probleme überlegte, die darin bestand, sich von mir zu trennen.) Ich hatte ein Dokument im Umfang einer Hochglanzzeitschrift erwartet, voller rätselhafter jargongespickter Fragen und mit vielen Leerzeilen, um dort Qualifikationen und Exposés für Projekte einzufügen, und der Möglichkeit, auf weiteren Seiten ins Detail zu gehen. Hier aber waren die Zeilen für meine Erläuterungen, wie meine Arbeit möglicherweise von dem Umfeld des Instituts profitieren könne, kaum länger als die Frage selbst. Trotzdem kam ich über meine Antworten ins Schwitzen – das ist nicht so wirklich mein Gebiet – und war auch nicht ganz überzeugt, als ich die Bewerbung mit Kuli ausfüllte und samt Eselohren abschickte, aber sie musste okay gewesen sein, denn ich gehörte zu den Auserwählten, die es in die engere Wahl schafften. Ich und vier andere.

Und dann, nachdem ich die Einladung zu diesem Gespräch

bekommen hatte, überlegte ich ernsthaft, nicht hinzugehen, denn ich war mir sicher, dass die anderen bestimmt mehr Erfahrung und Routine mit Interviews hatten. Abgesehen von meiner Arroganz bin ich eigentlich ziemlich schüchtern. Ich mag es nicht, ausgefragt zu werden.

3. Auf dem Weg zum Interview

Als ich beim Gray's Hospital ankam, war ich für meinen Zwölf-Uhr-Termin eine Stunde zu früh. Ich trug das Outfit, das ich immer zu Vernissagen anzog (soll heißen, die einzigen Klamotten, die nicht über und über mit Farbe bekleckert waren), und hatte zwei Bücher dabei, die ich brauchte, um das alles durchzustehen: meinen London-Stadtplan und den Farbkatalog einer de-Kooning-Ausstellung. Einen Stadtplan habe ich immer dabei, weil ich absolut keinen Orientierungssinn habe. Man könnte meinen, »Orientierungssinn« sei nur so eine Floskel, aber ich bin mir sicher, dass einige Menschen dieses Vermögen haben. Mir zumindest fehlt die Fähigkeit, mich zu orientieren. Ich verlaufe mich die ganze Zeit, auch wenn ich nur einkaufen gehe. Wenn ich aus einer mir unbekanntem Richtung in eine Straße einbiege, die ich im Prinzip kenne, bin ich erst einmal irritiert. Wenn ich es endlich geschafft habe, zu begreifen, ja, ich kenne diesen Ort hier, bin ich dennoch nicht in der Lage, mich zu orientieren, wo ich als Nächstes hinmuss, weil ich in die Straße von der falschen Seite her hineingegangen bin. Ich laufe wie ein Tourist mit meinem Stadtplan durch London, gucke immer wieder darauf und umher und schlage Straßennamen im Verzeichnis nach. Es ist ein Wunder, dass ich noch nicht überfallen worden bin.

Den de-Kooning-Katalog hatte ich dabei, weil ich einen Vortrag über Kreativität und Alzheimer vorbereitet hatte.

Ich war extra früh gekommen, um mich umzuschauen und

um mir einen schnellen Schluck zu genehmigen – falls nötig. Das Krankenhaus ist in mehreren Gebäuden untergebracht. Sein Gelände sieht eher aus wie ein postmoderner Slum. Ein unglaublicher Mischmasch verschiedener Gebäude, die auf engstem Raum zusammengepfercht sind wie Flaschen in einer Getränkekiste. Zum Beispiel sind zwei eher nachvollziehbare Bauten – die So-und-so-Klinik und das So-wie-noch-Zentrum – durch einen Verbindungs-Riegel aus Ytong-Steinen versaut. Oder sie haben eine schöne neoklassizistische Villa zwischen zwei nackte Sichtbetonbauten geklemmt, die wie riesige Aktenschränke aussehen. Ältere Abschnitte sind von Parkhäusern oder von einer Wagenburg aus Baucontainern umringt. Das Krankenhaus lässt sich nicht erweitern, weil sich das Gelände mitten in London befindet. Daher werden immer mehr Gebäude dazugebaut, wann immer ein neues medizinisches Spezialgebiet hinzukommt. Dann werden neue Geschosse auf alte Gebäude gesetzt, oder Häuser werden erweitert, oder Räume werden in bestehende hineingebaut. Einige der höchsten Gebäude sind durch Fußgängerbrücken miteinander verbunden. Aus der Entfernung sehen sie Hunderten von Laubengängen mit kürzlich hinzugekommenen Belüftungsanlagen zum Verwechseln ähnlich. Es gibt auch einige von Landschaftsgärtnern gestaltete Areale, wo robuste Büsche wachsen und die Grünflächen mit matschigen Pfaden übersät sind – dort, wo Menschen einfach langgehen, um von A nach B zu kommen, anstatt die gepflasterten Wege zu benutzen. Für die grundlegenden Bedürfnisse ist gesorgt: Auf dem Gelände befinden sich einige Fast-Food-Restaurants, ein Friseur, ein Blumenladen, ein Zeitungskiosk, eine Kapelle, sogar ein Pub.

Das Ganze wird von einem hohen, massiven Gebäude dominiert, dem Gray-Tower, in dessen oberstem Stockwerk das Norman Institute untergebracht ist. Angrenzend ragt ein Anbau wie ein Brett hervor. Auf dem Dach befinden sich alle

möglichen technischen Gerätschaften: Antennenanlagen und Satellitenschüsseln und was man sonst noch so angebracht hat, um mit der Kommunikationstechnologie mithalten zu können, die sich ständig ändert. Aus einem Schornstein stieg gelber Rauch auf. Er muss aus einer Verbrennungsanlage im Keller stammen, wo sie ihren ganzen Krankenhauskram verbrennen.

Das Foyer im Erdgeschoss erinnerte an eine Fähre; auf dem Teppichboden mit Schnörkelmuster waren Sitzbänke festgeschraubt. Aus einem der Imbisse drang der starke Geruch von Croque Monsieur herüber. Ich suchte die Aufzüge, aber ich muss ein Hinweisschild falsch gelesen oder falsch verstanden haben, denn plötzlich stand ich in der Notaufnahme. Nach einem Schubs öffneten sich die Schwingtüren, die sich gleich wieder hinter mir schlossen. Ich schaute mir die anderen Schilder an – irgendeinen Hinweis auf die Aufzüge musste es doch geben? Immerhin fand ich dieses Mal die Toiletten. Um mich zu beruhigen, saß ich eine halbe Ewigkeit in einer der Kabinen, dann ging ich draußen eine Zigarette rauchen.

Da draußen standen eine ganze Menge Raucher. Einer von ihnen drehte sich ruckartig zu mir um.

»Alles klar?«

Ich wandte meinen Kopf ebenfalls ruckartig in seine Richtung. »Alles klar.« Zuerst dachte ich, er würde sich auf ein Standmikrofon lehnen, dann aber sah ich, dass es sich um einen Infusionsständer handelte. Ich machte mir selbst ein wenig Mut. Ich rauchte schnell und ließ meinen Blick ins Nichts abdriften. Danach ging ich zügig wieder ins Foyer zurück. Ich ignorierte alle Schilder, machte einen inspirierten Spurt durch eine Flotille Krankbetten hindurch, überholte sportlich einen Rollstuhlfahrer und kam direkt vor den Lifts zum Stehen.

Es hatte vierzig Minuten gedauert, um von der Eingangshalle zu den Aufzügen zu kommen, und ich war spät dran.

Ich fühlte mich besser (denn vielleicht war ich *zu* spät, und dann würden sie mich möglicherweise wieder nach Hause schicken). Ich drückte einen Knopf, wartete ruhig, stieg allein in den Aufzug, drückte den nächsten Knopf und fuhr ganz hoch hinauf.